Nr. 232. 37. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Donnerstag, 7. Mai 1908

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteure: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die deutschen Fürsten beim Kaiser Franz Josef I.

Von
Josef Bendel,
Mitglied des österreichischen Reichsrats.

Der Huldigungsbesuch der deutschen Fürsten beim österreichischen Kaiser Franz Josef ist ein einzigartiges historisches Ereignis, wohl wert, auch von dem deutschen Volke mit aufrichtiger Teilnahme begrüßt zu werden. Gleich nach der Gründung des neuen Deutschen Reiches ließ Franz Josef I. durch seinen Minister des Auswärtigen aller Welt verkünden: er sei dessen wohl eingedenk, wie innig in der glanzvollen Geschichte von Jahrhunderten die Beziehungen waren, die zwischen seinem Hause und dem in Sprache, Sitte und Recht verwandten deutschen Volke bestanden. Und so hat Kaiser Franz Josef sich sogleich bereit gezeigt, mit dem neuen Reiche ein enges Bündnis einzugehen, und er hat an diesem Bündnisse in Treue festgehalten bis zum heutigen Tage, und wird daran festhalten, solange er das Zepter über seine Erbmonarchie führt. Dadurch ist er zugleich der Schutzherr des europäischen Friedens geworden.

Die Huldigung der deutschen Fürsten vor dem greisen Herrscher aus Habsburgs Stamme ist eine verdiente, und die deutschen Fürsten sind in Wahrheit die Dolmetscher ihrer Völker, ja aller Deutschen. Es gibt nicht bloß keinen zweiten unter den jetzt lebenden Herrschern, sondern überhaupt wenige Menschen, die vom Schicksale so hart, ja grausam geprüft worden wären wie Franz Josef. Daß er aber bei den schwersten Schicksalsschlägen und in den leidvollsten Stunden vor allem in der sympathischen Teilnahme seiner Völker Trost gesucht und gefunden hat, und daß die herbsten Heimsuchungen sein Herz nicht verhärtet, sondern nur teilnehmender für fremdes Leid gemacht haben, das ist ein menschlich schöner Zug, der ihn, vereint mit Unermüdlichkeit und peinlicher Gewissenhaftigkeit, zum Muster eines Regenten macht. Bei jedem seiner zahlreichen Jubiläen war es sein höchster Wunsch, diese Festtage vor allem durch Werke der Wohltätigkeit gefeiert zu sehen. Durch Amnestien und Stiftungen ging der Kaiser selbst mit gutem Beispiele voran. Und so soll der sechzigste Gedenktag seines Regierungsantrittes durch eine großartig organisierte und eingreifende Fürsorge für das Kind, für die heranwachsenden und kommenden Generationen, seine wahre Weihe erhalten. Diesem Zwecke sollen alle die zahllosen Spenden und Stiftungen gewidmet sein, die Oesterreichs Völker am Ehrentag ihres Herrschers von allen Seiten herbeitragen.

Wie die Bitternisse, die Franz Josef als Menschen getroffen, ihn nur zum Menschenfreunde gemacht haben, so haben auch alle politischen Enttäuschungen ihn keinen Augenblick der Herrscherpflicht entfremdet, bei den verwickelten Verhältnissen seines Reiches und den widerstreitenden Interessen seiner Völker jener fürsorgliche Schiedsrichter zu sein, der immer das Wohl des Ganzen im Auge behält und sich das Vertrauen aller zu erwerben versteht. Und er hat weiter gelernt, in kluger Weise sich mit den gegebenen Tatsachen abzufinden, ohne Groll den geschichtlichen Veränderungen Rechnung zu tragen, und seinem Gegner nicht bloß gezwungen die Hand zur Versöhnung zu reichen, sondern auch über dem geschlossenen Frieden zu wachen und nichts zu unterlassen, was ihn zu sichern vermag. Darum können wir, ohne einen Mißton in den Festesjubel zu bringen, Vergleiche ziehen mit Ereignissen vergangener Zeiten, können wir vor allem des Fürstenkongresses zu Frankfurt im Jahre 1863 gedenken. Damals umgab den Kaiser auch ein Kranz von deutschen Fürsten, aber der mächtigste, der König von Preußen, war fern geblieben, und so brachte die prunkvolle Versammlung weder den deutschen Völkern Nutzen, noch diente sie zur Befestigung des Friedens in Europa. Diesmal begrüßt der König von Preußen als Deutscher Kaiser an der Spitze der deutschen Fürsten den österreichischen Kaiser zu seinem Regierungsjubiläum als den treuesten Bundesgenossen des Deutschen Reiches.

Franz Josef I. hat aufgehört, ein deutscher Fürst zu sein, aber er ist der aufrichtigste Freund und treueste Bundesgenosse des Deutschen Reiches geworden. Die Beziehungen, die bis zum Jahre 1866 zwischen seinem Hause und dem in Sprache, Sitte und Recht verwandten deutschen Volke bestanden, bestehen nicht mehr, an ihre Stelle sind andere, aber kaum minder enge und feste getreten. Deshalb ist die Huldigung, welche die deutschen Fürsten dem Enkel von neunzehn deutschen Kaisern darbringen, eine so wohlverdiente. Diese Huldigung begrüßen aber besonders auch wir Deutsch-Oesterreicher mit aufrichtiger Freude. Unsere politische Trennung vom übrigen deutschen Volke hat uns schwere Wunden geschlagen und hat unsere nationale Existenz zu einer äußerst gefährdeten gestaltet. Wir sind trotz allem in unserer Zuneigung zum angestammten Herrscherhause niemals wankend geworden. Allein auf unsere Kraft angewiesen, finden wir in den Sympathien unserer Stammesgenossen außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle die notwendige Aufmunterung, in dem schweren Kampfe um unsere nationale Existenz nicht zu erlahmen.

Weil wir Deutsch-Oesterreicher unser Volkstum innig und aufrichtig lieben, darum blicken wir sonder Neid und Mißgunst auf unsere Stammesgenossen draußen im Reiche, welche die schwere Sorge und den täglichen Kampf um ihre nationale Existenz nicht kennen. Soviel an uns liegt, wollen wir Deutsch-Oesterreicher leisten, um ein lebenskräftiges Glied des deutschen Volkskörpers zu bleiben, deutsche Sprache, Sitte und Art in der alten deutschen Ostmark zu wahren und hierdurch mit dafür Sorge zu tragen, daß das Deutsche Reich bei seiner eigenartigen geographischen Lage nicht von Westen und Osten einmal zugleich bedrängt werden kann. Das ist unsere nationale Aufgabe, und wenn wir dieser mit Mut, Zähigkeit und Treue uns widmen, dann bewähren wir uns ebenso als treue Söhne unseres Volkes wie als gute Oesterreicher. Denn den gleichen Vorteil, den das deutsch-österreichische Bündnis dem Deutschen Reiche leistet, gewährt es dem Habsburger Reiche. Die österreichisch-ungarische Monarchie kann keinen aufrichtigeren Freund haben als das Deutsche Reich, weil dieses in dem Bestande Oesterreich-Ungarns die beste Rückendeckung findet. Und darum freuen wir uns als gute Oesterreicher, daß unser Bündnis mit dem Deutschen Reiche, das ein historisch begründetes ist, in den Herzen aller Deutschen wurzelt, und die Erinnerung daran verleiht dem Regierungsjubiläum unseres Kaisers seine besondere Glorie.

* * *

Ankunft Kaiser Wilhelms in Schönbrunn.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

⊙ **Wien**, 7. Mai.

Obwohl Schloß und Park Schönbrunn heute streng abgeschlossen und in weitem Umkreise überwacht sind, strömten heute schon zeitlich morgens Tausende hinaus auf die Straße vor dem Schloßportal, um wenigstens Zeugen der Ankunft des Deutschen Kaisers in Penzing vor Schönbrunn und Zuschauer bei der großartigen Auffahrt des Deutschen Kaisers, der Kaiserin, des Kaisers Franz Josef, der Erzherzöge, Minister, Hofwürdenträger usw. vom Penzinger Bahnhof zum Schönbrunner Schloßportal zu sein. Die ganze Nacht fiel starker Regen und es war sehr stürmisch, so daß ein Teil der Dekorationen verwüstet wurde. Der Morgen ist schön, aber der Himmel ist stark bewölkt. In den ersten Stunden war es so windig, daß noch Zweifel bestanden, ob der Leibarzt Dr. Kerzel dem Kaiser gestatten wird, dem Deutschen Kaiser nach Meidling entgegenzufahren. Doch stimmte er schließlich zu.

Um 9 Uhr früh hatte bereits auf dem Wege vom Penzinger Bahnhof bis zum Kaiserschloß Schönbrunn die ganze Garnison Spalier gebildet. Kaiser Franz Josef fuhr um 9 Uhr im offenen Wagen zum Meidlinger Bahnhof. Dort traf der Hofzug mit der deutschen Kaiserfamilie um 9 Uhr 35 Min. von Pola ein. Kaiser Franz Josef, der deutsche Feldmarschallsuniform trug, betieg den Zug, wo die Begrüßung erfolgte. Ueber die Verbindungsbahn erfolgte die Fahrt nach Penzing. Hier traf der Sonderzug um 10 Uhr auf dem Perron ein. Sämtliche Erzherzöge in deutscher Uniform, die Erzherzoginnen in duftigen Toiletten, und die Spitzen der Hof- und Staatsbehörden waren hier zur Begrüßung erschienen, unter ihnen der Statthalter Graf Kielmansegg, Polizeipräsident Brzewoski, Bürgermeister Lueger, der kommandierende General des zweiten Armeekorps Fiedler und der Stadtkommandant General Hofmann. Auch der deutsche Staatssekretär v. Schoen, Botschafter v. Szögyenyi-Marich, das deutsche Botschafts- und Konsulatspersonal sowie Vertreter der Reichsdeutschen in Wien waren am Bahnhofe anwesend. Als der Hofzug auf den Bahnsteig hielt, verließ Kaiser Franz Josef den Zug zuerst. Er sieht sehr gut aus. Er hilft darauf der Deutschen Kaiserin beim Aussteigen, die gleichzeitig mit dem Kaiser Wilhelm den Zug verläßt. Auch der Prinzessin Viktoria Luise war Kaiser Franz Josef beim Aussteigen behilflich. Sobald Kaiser Wilhelm, der österreichische Marschalluniform trug, den Zug verließ, intonierte die Musik der vom 51. Infanterieregiment gestellten Ehrenwache die deutsche Nationalhymne. Kaiser Wilhelm begrüßte hierauf die Erzherzöge; den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand küßte er. Die Kaiserin, die eine lila Seidenrobe trug, nahm von Frau v. Tschirschky einen Blumenstrauß entgegen. Danach richtete Bürgermeister Lueger eine kurze Begrüßungsansprache an Kaiser Wilhelm. Der Kaiser antwortete, indem er seiner Freude Ausdruck gab, nach Wien zu kommen. Im Kaiserzelt begrüßte dann Kaiser Wilhelm die Erzherzoginnen. Unter lebhaften Zurufen der Tausende, die die Straßen besetzt hielten, fuhren darauf beide Kaiser in einem von vier Schimmeln gezogenen Hofgalawagen gemeinsam zum Schloß; in einem zweiten Galawagen folgte die Kaiserin mit der Erzherzogin Maria Annunciata; es folgten noch weitere Wagen mit den übrigen Fürstlichkeiten. Die Musikkapellen längs des Weges

Glückliche Fahrt.

Von [Nachdruck verboten.]
Fritz Engel.

Leise zerteilt der Dampfer die Flut. Die Maschine, von keinem feindlichen Winde bedroht, atmet ruhig wie ein sorgloses Kind, und über Schiff und Meer und Menschen liegt ein von seliger Faulheit durchtränkter Frieden. Die Passagiere des „Preußen", dieses schönen Norddeutschen Lloyd-Schiffes, räkeln sich in ihren Deckstühlen, die der Gott der Bequemlichkeit selbst erfunden hat. Die alte gichtische Lady aus Schottland blinzelt mit einem eitlen Greisenlächeln den Spitzen ihrer Lackschuhe zu; der Fabrikant aus Odessa sieht immer wieder nach dem Chronometer, ob nicht bald die Fischsuppe gereicht wird; der preußische Minister, der, seitdem er das Schiff bestiegen, noch kein Wort gesprochen hat, lüftet langsam die Mütze, um den blanken Schädel zu zeigen, den er ebenso wie die Schweigsamkeit und den Namen und gewiß auch das Genie mit einem berühmten Vorfahren gemein hat, — und der Rechtsanwalt aus Wiesbaden hat gegen alle diese Vorgänge keine juristischen Einwendungen zu machen und schläft immer wieder von neuem ein.

Glückliche Fahrt, schwelgerischer Müßiggang! Nur einige von den Passagieren, die ewig Aengstlichen, stapeln schon ihr Handgepäck auf und umkreisen es liebevoll, und mir fällt dabei ein, wie so viele Menschen von ihren Reisen nichts mehr zurückbringen als eben, was sie mit hinausgenommen haben: Kragen und Taschentücher, den Smoking und die Spitzenkleider. Nur, daß dies alles ein wenig schmutzig geworden ist, und daß ihre Reise zu guter Letzt in einer großen Wäsche mündet. Für die meisten ist die Zeit für immer vorbei, wo Reisen ein großes Erlebnis war, und um so eindrucksvoller, je primitiver und unbequemer die Gelegenheiten der Weiterbeförderung waren. Wir können uns heute kaum mehr vorstellen, wie Goethe durch Italien fuhr und doch so glücklich war, obschon der Wagen auf schlechten Straßen gewiß schrecklich rumpelte und in den Gasthäusern Urzustände herrschten, vor denen wir uns heute die Nase zuhalten. Auch auf der Reise sind wir heute vom Technischen beherrscht, das uns groß, aber auch immer nüchterner macht, und diesen erscheint die Frage, ob sie bequem und schnell fahren, wichtiger als das Ziel selbst. In sieben Tagen Mittelmeerfahrt nimmt man Land und Städte, nimmt man die grandiosesten Zeugnisse menschlichen Werdens und Vergehens wie die Gänge eines hastigen Prunkdiners in sich ein, und ich grolle meinem „Preußen" beinahe darum, wofür ihn die anderen loben, daß er mit einer so unwiderstehlich raschen Fahrplanmäßigkeit von einem Hafen des Mittelländischen Meeres zum anderen fährt.

In Konstantinopel habe ich diese deutschen Manken zuerst betreten und mich mit einer melancholischen Freude wieder von heimischer Ordnungsliebe und den Liebkosungen einer grotesk üppigen Küche umschmeicheln lassen. Vorher war ich von Patras, dem großen Westhafen Griechenlands, mit der Bahn nach Athen gefahren, und ich sah, daß die Korinthenfelder noch immer Frucht geben wie vor tausend Jahren. Noch immer steigt mit jedem jungen Jahr Persephone aus den dunklen Gemächern ihres Gemahls, dem sie sich bedachtsam nur für einen Teil des Jahres ehelich verpflichtet hat. Sonst geht sie allein auf Reisen, diese unabhängige, aufgeklärte Dame, hinauf zur komfortableren Oberwelt, und wo ihre Sohle den Boden berührt, sprießen die Blumen, und aus den Ackerfurchen quillt der erste Duft kommender Früchte. Noch sah ich diese Blüten und ich roch noch die Kraft der Aecker, aber Eleusis, wo man die Göttin dereinst verehrte und heimlich und heiß auch ihrer Mutter, der Demeter, der ewigen Gebärerin, huldigte, dieses Eleusis ist heute ein kümmerlicher Ort, eine kleine, wunschlose Bahnstation, und wer sich ein eleusisches Fest bereiten will, der sei gewarnt vor den Mysterien des Kalkstaubes, der sich hier wie in der ganzen Landschaft breit und frech über Menschen und Dinge legt.

Auch Megara, das freilich keinen großen Ruf zu verteidigen hat, und Korinth liegen unter dem Mehl dieses Staubes müde, kunstlos und schläfrig da, nur noch eine Herde gelbgrauer Bauten, die für Menschen in engsten Verhältnissen bestimmt sind, nahe um die Kirchen gedrängt, die hier schon beginnen, manische Formen anzunehmen. Der Isthmos zwar, den zu durchstechen die Alten sich abergläubisch weigerten, ist nun ein Wasserband geworden, schmal und wenig benutzt, aber wo sind sie alle geblieben, die Marmorfronten und goldenen Tempel? Und wo die tausend Hierodulen, die einst am Hause der Aphrodite wohnten, „die vielgastlichen Mägdlein", wie Pindar sie nennt? Ich sah keine von ihnen, und ich sah nur ein altes Weib auf einem Esel reiten und Lauch essen. Das ist nicht das Parfüm, das zum Dienst der Liebesgöttin überredet. Die Hierodulen sind tot, und das ganze alte Griechenland ist tot, und seine Leiche ist mit Kalksteinstaub gepudert, sieht aber darum nur leichenhafter aus. Es ist ein furchtbarer Gedanke, daß, während die Natur sich immer wieder erneut, die herrlichsten Kulturen als Werke von Menschenhand untergehen müssen. Ich frage mich oft, ob auch unsere Epoche, soweit sie sich in hochgepflegten menschlichen Ansiedlungen und in großen Baudenkmälern äußert, einmal so völlig verschwinden kann, wie es, von zufällig erhaltenen Ueberbleibseln abgesehen, mit der Zeit der Griechen und Römer geschehen ist? In optimistischen Stunden sage ich mir, es sei unmöglich, daß die Menschheit noch einmal in einen Zustand der Barbarei verfallen könne, in dem man achtlos die schönsten Urkunden menschlichen Schaffens verfallen läßt, oder wo ein Gegner dem anderen mit höhnischer Schadenfreude sein Liebstes und Höchstes zerstört. Aber niemand wird, obschon wir selbst jetzt weicher und auch im Kriege milder geworden sind, beweisen können, daß nachkommende Geschlechter auf der Kurve der Gesittung nicht einmal wieder tief hinabgleiten werden.

Die Venezianer am Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts waren gewiß Kulturmenschen, und doch haben sie ihre Bomben auf die hochehrwürdige Burg von Athen geschleudert und das Parthenon zerstört, und noch kein Jahrhundert ist es her, daß die Engländer viele seiner Skulpturen abbrachen und fortführten. Aber die Reste haben noch immer eine hinreißende Gewalt, und wir lieben sie doppelt wegen ihrer Schönheit und um ihrer Wunden willen. Wenn im Rahmen des Coupéfensters zum ersten Male dem suchenden Auge das Bild der Akropolis erscheint, so ist einer jener Augenblicke gekommen, wo man sich nicht schämt, in romantischem Kindesgefühl die Hände zu falten und sich beim lieben Gott recht artig zu bedanken, daß man das hat erleben dürfen. Tausend Geschichten hat man von der Akropolis gelesen: sie waren nichts; tausend Abbildungen gesehen: sie sind wie nie gewesen. Da hat man sie selbst, und man sieht sie zum ersten Male, man hört zum ersten Male von ihr. Man eilt die Stufen hinauf, man wagt den Fuß kaum fest auf den allerheiligsten Boden zu setzen, zärtlich und scheu läßt man die Hand über den mildgelben Marmor ihrer Säulen gleiten, und tiefbeklommen und hochbefreit gesteht man sich: „Ich habe die Akropolis gesehen."

Die Burg von Athen ist im Grunde das einzige große Zeugnis des alten Hellas, und wir sind ihr so innig zugetan wie eine Mutter dem Kinde, das ihr von vielen übrig geblieben ist. Zu ihren Füßen liegt nun das neue Athen, ein Meer von leidlich korrekten, nützlichen und langweiligen Häusern,